



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Seiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Einer tritt in diesem Leben
einmal sicher vor dich hin,
und es wird in wachem Sinn
lebenslang sein Bild dir schweben.

Einer hemmt auf deinen Wegen
einmal sicher dir den Weg
Unausweichlich wird der Steg,
zwingend tritt er dir entgegen.

Christus ist's! Und sein Begegnen
wirkt in alle Ewigkeit.
Weh, wer sich mit ihm entzweit!
Selig, wen sein Blick kann segnen.

A. E. Knodt.

Jesus und die Kleinen.

Matth. 18, 10: Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch: ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.

Jesu Gleichnisbild ist vom Verkehr mit dem irdischen König hergenommen. Das Antlitz eines irdischen Herrschers kann nicht jeder zu jeder Zeit sehen, sondern nur dann, wenn wichtige Anliegen vorgelegt werden sollen. Und nur die Ratgeber, denen die wichtigsten Dinge in seinem Reich anvertraut sind, dürfen ständig in des Königs Nähe weilen.

Wie dreht doch Jesus durch solch ein Bild alle unsere gewöhnlichen Urteile um, wenn er zu denen, die immerfort Gottes Antlitz sehen dürfen, die Engel der Kleinen rechnet. Also nicht die, wenn man bei unserem Bilde bleiben darf, die die großen Anliegen und die tüchtigen Menschen vertreten, haben das Vorrecht, immer bei Gott zu erscheinen, sondern die, denen der Schutz der Gerungen und Kleinen anvertraut ist. Gott stellt seine himmlischen Geister in den Dienst dieser Kleinen und ist immer bereit, ihnen zu helfen. Wir haltens lieber mit den Großen, die Kleinen können uns wenig helfen. Hier tritt es zu Tage, daß Jesus der einzige bis auf den heutigen Tag ist, der die Menschen restlos liebt. Wie leicht scheiden wir durch unsere Gedanken die Menschen. Jesus schaut hinweg über alle Grenzen, er liebt Kleine und Große.

Wer sind nun diese Kleinen? Nach unserm Wort sicher zunächst die Jünger Jesu, die abseits stehen müssen, die mit ihrem Leben nicht so recht zur Geltung kommen, die von den übrigen Menschen in die Ecke gestellt und gering geachtet werden. Es ist Jesu heiligstes Anliegen, uns zu einem Verkehr mit diesen Geringssten zu bringen, der frei von aller Verachtung und Geringschätzung ist. In jeder Gemeinde gibt's solche Menschen, die man nicht mit ihrem Christsein für ganz ernst nimmt. Wir müssen uns von

Jesus sagen lassen, daß Gott ihrer in besonderer Weise gedenkt.

Jesus hatte, als er die Worte unseres Textes sprach, ein Kind unter seine Jünger gestellt: „Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Und ohne Jesu Absichten mit unserem Wort von der Verachtung der Kleinen umzubiegen, dürfen wir auch an Kinder als die Kleinen denken. Kann hier von einer Verachtung heute die Rede sein? Zwar stehen gegenwärtige Erziehungs- und Schulfragen sehr im Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung, doch leider sind sie mehr zu Machtfragen geworden als zu einer wirklichen Sorge um das innerste Werden unserer Kinder selbst. Tiefste Besorgnis in der Verantwortung vor dem, der der Kleinsten keinen verachtet, erwartet Jesus von Menschen, die in seiner Nähe bleiben wollen. Weithin führt man bei uns heute gegen alle Kindesreligion einen heftigen Kampf. „Warum erst noch den Kindern den alten Irrwahn vom lebendigen Gott einpflanzen.“

Aber über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, ob unsere Kinder wirklich beten können und von Herzen fromm sein können, entscheidet ja nicht was wir Großen uns in unserer Klugheit denken. „Ihre Engel sehen alle Zeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.“ Das, was verachtet, das, was am Kinde oft nicht ernst genommen wird von uns Großen, hat in Jesu Augen mehr Wert, als alle Wichtigtuerei und alles Erhabensein bei uns Erwachsenen.

Welch erschreckend hohe Aufgabe habt ihr Eltern und auch wohl ihr Lehrer, wenn euch Kindesseele anvertraut sind, von denen ihr wißt, daß auf ihrem Leben, auf ihrem inneren Wachwerden in besonderem Sinne Gottes wachendes Auge ruht. Vor allem ist es uns Männern, die wir leichter als die Mütter der Kinder inneres Leben nicht ganz ernst nehmen, nötig zu merken, wie sorgsam und voller Verantwortung unser Heiland von den Kindern gedacht hat. Schenke Gott uns allen in dieser Zeit, da der Kampf um die Schule so entbrannt ist, diese letzte, heilige Verantwortung vor ihm, die sich immer wieder in ernsthaftem Gebet prüft, was wir für ein Ziel beim Kampf im Auge haben.

Erziehung ist Beispiel und Liebe.

Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle zu lösen, aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezingt.

Mutters Knie sind die beste Schule.

Christus, da er Menschen ziehen wollte, mußte er Mensch werden. Sollen wir Kinder ziehen, so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden.

Die Werke der Barmherzigkeit.

Von W. S. Kiehl.

(1846 und 1856.)

Erstes Kapitel.

Der junge Grobschmied Konrad vom Wehher stand vor dem Amboss. „Tummle dich, Gesell! den Takt gehalten!“ rief er lachend, indes er den wuchtigen Hammer leicht und sicher durch die Luft schwang, daß die Funfengarben beim Niederschlag den ganzen dämmerigen Raum durchsprühten und erleuchteten.

Dem Gesellen ging's nicht so flink ab — denn er trug Nieder und Köckchen und war eine frische Bauerndirne. Aber sie führte ihren Hammer auch nicht schlecht. Da war noch Nerv in dem sonngebräunten Arme der Jungfrau und doch ründete er sich zugleich in den feinsten Linien.

War eine Reihe tüchtiger Streiche geführt, dann stellte der Schmied den Hammer auf den Amboss, stützte den linken Ellbogen auf den Stiel, bog sich mit dem rechten Arm hinüber zu dem Mädchen, küßte sie, und lustig ging's wieder fort in der Arbeit.

In den Zweitakt des Hammerschlags sangen Meister und Gesell zuweilen ein zweistimmiges Stücklein. Aber halbwegs brachen sie dann meist die Weise wieder ab, weil sie nicht wußten, was süßer sei: zu singen oder zu reden.

„He, Grete! Wir zwei beide, du und ich, sind doch noch die einzigen Männer im Ort! Hielten wir das Nest nicht noch ein wenig zusammen, aus Schrecken vor Schwed und Kroat, vor Hunger und Pest wäre es längst gar auseinandergefallen!“

„Freilich, Konrad! Du bist gleichsam der Schultheiß und ich bin der Pfarrer.“

Das durfte Grete in Wahrheit sagen. Der rechte Pfarrer war, nachdem er mehrmals von Freund und Feind ausgeplündert und mißhandelt worden, davongelaufen ins Hessenland. Der Schultheiß aber war nur zu sehr da geblieben. Denn in dieser Zeit der allgemeinen Zuchlosigkeit des Dreißigjährigen Krieges füllten die Beamten ihre Taschen, wetteiferten im Malträtieren des Volkes mit der hohen Generalität sämtlicher kriegsführenden Parteien und schierten sich den Teufel um ihr Amt. Grete aber pflegte die Kranken, tröstete die Bedrängten — ja, sie war jetzt der rechte Pfarrer im Dorfe; und Konrad hielt die Bürger zu mutiger und kluger Tat zusammen, wenn neue Einquartierung kam, neue Plünderung, neue Stall- und Tafelrequisition für das Vieh, und die Herren Offiziere, neue Gelderpressungen bald für den einen großen Herrn, bald für einen großen Spießbuben. Denn bei solcher Gelegenheit pflegte der Schultheiß über Land zu reiten, und wenn der Sturm vorbei war, kam er wieder heim.

„Wenn der lustige Hammerschlag so ins Ohr klingt, Grete, trapp, trapp! trapp, trapp! dann ist mir's oft, als sei das Rosseshuschlag, und wie der Sturm saufe ich auf meinem Rosse übers Feld dahin, als Soldat, Grete! Denn alle sind geschunden in dieser Zeit, nur der Soldat jubiliert! Jeder Soldat ist ein König worden, drum ist auch jeder so grob gegen den Schmied, wenn er sein Pferd beschlagen läßt. Aber mir Prügel zu geben, das hat doch noch kein Schwede und kein Kaiserlicher gewagt, da doch alle Schmiede der Umgegend wenigstens jedes Quartal einmal durchgesuchtelt werden. Ja, mein Schatz, wir wollen auch unter die Soldaten gehen!“

„Ach nein!“ sprach Grete, nicht ganz so lustig wie vorher, „dann zögen ja die zwei letzten Männer fort aus dem Dorfe und wäre kein Schultheiß und kein Pfarrer mehr da, um die Gemeinde noch leidlich zusammenzuhalten!“

Es war dies Dorf aber Vöhnberg an der Lahn, in der Grafschaft Nassau-Rayenellenbogen. Ehe der Krieg ausbrach, wohnten sechzig Familien innerhalb der Ringmauern, von sechzig Feuerstätten aber rauchten jetzt nur noch zehn. Nur einer Anhöhe vor der Mauer liegt die Schmiedewerkstätte. Das Gebirg beginnt hier steiler das Flußthal einzuengen; in fast senkrecht jähem Fall steigt ein bewaldeter Berg der Schmiede gegenüber zu dem stillen, dunkelgrünen, schilfgesäumten Wasserpiegel nieder, und rechts im Vordergrunde erheben sich auf Felsklippen die Trümmer des Schlosses, welches Herr Graf Georg von Dillenburg nicht lange vor dem Kriege erst neu aufgebaut hatte,

Es war im hohen Sommer, frühmorgens gegen drei Uhr, als die beiden in der Schmiede schon so scharf drauf los arbeiteten. Hätte Grete, die Braut des Schmieds, ihm nicht zugleich den Liebesdienst getan, als Geielle einzutreten, so hätte Konrads Dien wohl kalt müssen stehen bleiben. Denn weit und breit fand sich keine junge arbeitsfähige Mannschaft mehr fürs Handwerk.

Nicht bloß der Krieg, auch seine Gevatterin, die Pest, zog durch das Land. Ganze Dörfer starben aus; die fleißigsten Hände erlahmten und sorgten nur noch für die nächste Notdurft. Verzweiflung fraß das geschlagene Volk, und die Leute in diesen protestantischen Gauen fragten, ob denn unser Herrgott katholisch geworden sei, daß er so das ganze Land verderbe.

Ein furchtbarer Wahn hatte sich allmählich der Geister bemächtigt, alles menschliche Mitgefühl ertötend. Wer jah an der Pest starb, den glaubte man durch Gottes Finger als einen Schuldigen abgeurteilt, durch Gottes Schwert als einen Armensünder gerichtet, und tritt, ob ihm ein ehrlich Begräbnis zu gönnen sei. Ja, man ließ die Pestkranken verschmachten, weil man vorgab, ihnen zu helfen sei nicht besser, als einen Dieb vom Galgen abzuschneiden. Vor drei Wochen noch hatte Konrad seinen verstorbenen Vetter auf einer Leiter selbst aus dem Hause tragen müssen, weil ihm die Gemeinde die Bahre verweigerte.

Jetzt aber erging ein geistliches Rundschreiben an alle Gemeinden, worin mit Worten der Schrift bewiesen stand, daß man auch in diesen Sterbensläufen dem Tode freudig sich fügen müsse, und wer an der Pest in dem Herrn sterbe, der werde in Christo wieder auferstehen, so gut wie die anderen. Also sei er nicht in der letzten Not zu verlassen und bei Nacht wie ein Hund zu verscharen.

Da erkannte sich die Selbstsucht, welche dem Uberglauben unter den Mantel gekrochen war, in ihrer Blöße, und mancher kehrte um und nahm sich wieder der verlassenen Kranken an.

In solchen Zeiten tritt der Mensch dem Leben näher. Der sittliche Ernst, der in den Tagen allgemeiner Gefahr alles Volk überkommt, kann des Schildes der Sitte entbehren. So hielt sich auch der Schmied und seine Braut in Zucht und Ehren, ob sie gleich in dem halb ausgestorbenen Dorfe so fessellos hätten zusammenleben können, wie auf einer einsamen Insel. Nicht mehr Menschenfurcht war es, sondern die größere Nähe Gottes, was jetzt ihren Verkehr auch äußerlich in Maß und Schranken hielt.

„Fürchtest du dich nicht mehr, Konrad?“ fragte Grete lachend und legte den Hammer nieder.

„Wenn uns unser Herrgott haben will, dann kann er uns auch ohne Pest kriegen,“ antwortete Konrad. „Und so halte ich's denn mit jenem neunzigjährigen Weibchen, das eine schwere Krankheit in sich spürte und also gebetet hat: Herr, wie du willst! Doch will' — ich eil' noch nicht.“

„An die Pest denke ich nicht,“ rief Grete, „sondern an den Schultheißen. Du hast mir viel zulieb getan, da du um meinwillen schon vor der Morgenglocke die Kohlen einzulegen wagtest, und nicht in mich drangst, dir zu sagen, weshalb ich des Nachmittags nicht schmieden kann und wo ich mich zu dieser Zeit umhertreibe. Daran habe ich deine echte Liebe erkannt.“

Nun gerade hätte der Schmied erst recht gerne gefragt, wo sie nachmittags hingehet. Aber Grete hielt ihm die Hand vor den Mund. Dann flüsterte sie ganz heimlich: „Als ich vorhin durch die Gäßchen zur Schmiede schlüpfte, hat der Ortsknecht aus dem Fenster geschaut und mir zugerufen: Grete, ich will Sie verwarnt haben! Der Schultheiß drückt noch die Augen zu, wenn ihr vor der Morgenglocke die Kohlen einlegt. Will er sie aber nicht mehr zudrücken, dann steckt er euch beide in den Turm!“

Es war nämlich vor längerer Zeit ein scharfes Mandat ergangen in den Dillenburg'schen Landen, daß kein Schmied seine Esse heizen solle, bevor um vier Uhr das Morgenglöckchen gekläutet habe. Denn auf den Dörfern waren wiederholt Feuerbrünste ausgebrochen, denen man bei den strohgedeckten Lehmhütten des Gebirgs kaum wehren konnte, veranlaßt durch das Schmieden in der Frühe, wann die Nachbarn noch im Schlafe lagen. Ueberdies riß der Unfug, schon um zwei Uhr am Amboss zu stehen, meist doch nur deshalb ein, weil Meister und Gesellen des Nachmittags in den Schenken faulenzten wollten.

Aber was galt ein solches Gesetz jetzt, wo alle Ordnung gelöst und alles Eigentum verwahrloßt war.

Konrad erwiderte darum gleichgültig: „Heuer, wo es im Gau wenigstens alle Tag einmal brennt, und der Tod stündlich an unserer Thür vorübergeht, fürchtet man sich nicht vor der alten Feuerordnung und dem Schultheißen von Löhnberg.“

Zweites Kapitel.

Als Grete gegen Mittag die Schmiede verließ, schlüpfte sie auf Umwegen, schein zurückblickend, ob Konrad ihr nicht nachschaue, in den Garten hinter des Schultheißen Haus; der lag wüste in dieser traurigen Zeit, die Beete von Nesseln, Quecken und Nachtschatten überwuchert, die Obstbäume durch Moos und Flechten verderbt. Der zerrissene Zaun ließ das Mädchen ein, neben der verriegelten Pforte. Denn frei und offen von der Straße her hätte Grete nicht zu des Schultheißen Haustür einzugehen gewagt. Sie wollte auch nicht ins Haus, sondern in die Scheuer.

Auch hier sah es nicht aus, als erwarte man fröhlichen Erntesejens. Die Räume oben und unten waren verfallen, verunreinigt, alles öde und leer. Nur in dem dunkelsten Winkel lagen noch ein paar Gebund Stroh aufgehäuft und zwischen diesen etwas altes Bettwerk. Grete schlich sacht hinzu. Ein altes, krankes Weib lag in den Strohbindeln und Rissen.

„Wie geht es Euch, Frau Base?“ sprach das Mädchen mild und herzlich.

Da erhob sich die hilflose Gestalt und erwiderte mit matter Stimme: „Die Menschen haben mich verlassen, darum nimmt der Herr mich auf!“

Es war dies aber des Schultheißen Ehefrau. Als die Pest ihre Wangen rötete, ließ der Mann sein Weib aus dem Hause in die Scheuer bringen. Denn ob er gleich äußerlich ganz wie es einem Schultheißen ziemt, den Mutigen spielte, erhebe er doch insgeheim aus Furcht vor der Ansteckung und verstand den Pestkranken ebenso geschickt aus dem Wege zu gehen, wie den fremden Truppen. Und da er sich's eben nicht so gar traurig dachte, wenn die Frau, welche ihm in letzter Zeit häufig eine lästige Sittenrichterin geworden, unversehens abführe, so wollte er jetzt gerade erst noch recht lange frei und lustig leben. Darum hielt er sich ganz fern von der Scheuer, begann selbst das Wohnhaus zu meiden und schickte nur täglich einmal den Ortsknecht aus, daß er durch das große Loch in der Wand schaue, ob die Kranke sich noch rege, und ihr von außen mit einer langen Hopfenstange einen Topf voll Suppe neben die Rissen schiebe.

Hätte sich nun Grete der verlassenen Base nicht angenommen, dann wäre die Frau alsbald elend verschmachtet wie tausend andere. Denn auch der Ortsknecht ging nur bis gegen die Scheuer, wagte aber niemals durchs große Loch zu schauen, geschweige den Topf hineinzuschieben, und goß die Suppe gemeinhin selber im Garten aus. Vor ihrem Konrad aber machte Grete das strengste Hehl aus ihrer Krankenpflege in den Nachmittagsstunden, die sich nicht auf die Scheuer des Schultheißen allein beschränkte. Denn sie fürchtete, es möge dem Schmied vor ihr graueln, daß er selber die Pest bekäme, wenn er wisse, wie sie gleich einer Spitalschwester täglich in den Pesthäusern hantiere. Zudem hätte man sie, wofern ihre stille Barmherzigkeit rufbar geworden, sicherlich gewaltiam von dem Schmied getrennt. Denn die Pfleger der Kranken wurden in den Gemeinden von allem Verkehr abgeschlossen, gleich als seien sie selbst verpestet; am Sonntag durften sie nicht einmal zu den Kirchen eintreten, sondern mußten, vor den Kirchenfenstern stehend, erschauen, was ihnen draußen etwa von Gottes Wort zu Ohren drang.

Grete brachte dem verlassenen Weib einen Teller Suppe. Allein die Base winkte abwehrend. Sie begehrte keine Speise mehr; nur nach geistlicher Tröstung verlangte sie. Darauf erwiderte Grete: „Der Pfarrer ist ins Hessenland geflohen vor dem Kriegsvolk und der Pest; aber weil Ihr's gestern schon gewünscht, habe ich meinen Vater bestellt, der hält in dieser Not die Kirche und reicht die Sakramente.“

Es war aber Gretes Vater Veit Kreglinger, der Blöckner und Kirchendiener, der zugleich einen kleinen Kramladen hielt. Vom Volk ward er nur der „Prophet“ genannt, und er tat sich selber etwas zu gute auf diesen

Beinamen. Denn man schrieb ihm Sehergabe zu. Als eines Tages ein Feldgerichtschöffe gesund und frisch über die Straße ging, hatte der Blöckner plötzlich wie aus höherer Eingebung gerufen: „Dem siehst du den Tod zu den Augen heraus; morgen kann der Schreiner ihm den Sarg machen!“ Die Bauern schüttelten die Köpfe und glaubten's nicht, und der Schöffe, der es gehört, lachte. Aber am anderen Morgen war er tot und kalt. Seit dem Tage glaubten die Löhnberger, daß dem Veit da ein Licht brenne, wo anderen tiefes Dunkel ist, und nannten ihn den Propheten. Zuletzt glaubte er selber, daß er ein Prophet sei, schaute mit seinen scharfen grauen Augen den Leuten die geheimsten Gedanken aus der Seele heraus und tat manchen bewährten Spruch.

Also der geistliche Trost des Propheten war es, den Grete verheißen hatte.

Die Schultheißenin zog jetzt aus ihrem Täschchen zwei silberne Armspangen und sprach: „Mert auf, Grete, da ich noch Jungfrau war, schenkte mir der Schultheiß, mein Bräutigam, diese Spangen. Mit Jubel empfing ich sie — unter Kummer und Sorgen habe ich sie wie ein Heiligtum bewahrt während des traurigen Ehestandes. Du allein hast mich getröstet in dieser letzten Not. Nimm die Spangen zu meinem Gedächtnis. Aber du mußt sie nicht alle Tage tragen: nur auf Ostern, Pfingsten und Weihnachten. — Was war mein Leben, daß mir's vor dem Sterben bangen sollte: einmal muß es ja doch gestorben sein, und da sogar der Kaiser, der König, ja auch unser gnädigster Fürst selber daran muß, dürfen sich gemeine Leute nicht zu hart beklagen. — Nur um meinen Mann tut mir's leid, obgleich er mich so übel traktiert hat. Aber er dauert mich doch, wenn ich dran denke, wer ihm jetzt das Weißzeug instandhalten und seine Hafergrüße so locken soll, wie er sie am liebsten ißt!“

Grete nahm die Spangen mit tränendem Auge und wickelte sie in ihre Schürze. Da sprach die Frau: „Es flimmert mir vor dem Gesicht! Grete, du mußt die Spangen nicht alle Tage tragen; nur an hohen Festen — damit du nicht stolz wirst. Du brauchst sie dann auch nicht allzu oft zu putzen — das zehrt am Silber.“

Wieder nach einer Weile rief die Frau auffahrend: „Was packst du mich so eiskalt an den Füßen, Grete?“

Die Angeredete aber stand weit ab. „Das muß der Tod sein, der die Base an den Füßen packt,“ dachte sie und starrte nach den Rissen hinüber, als müsse sie den Tod dort leibhaftig erblicken, den Knochenmann mit der Sense, wie er die Base an den Füßen packt. Aber friedlichen Antlitzes sank das arme Weib in das Rissen zurück und sprach im Verscheiden: „Die Menschen haben mich verlassen, darum nimmt mich der Herr zu sich auf.“

Das Mädchen blickte schweigend auf die Leiche, die Hände gefaltet. Sie wollte sich eben entfernen, als ihr Vater, der Blöckner, in die Scheuer trat.

Er schaute in den dunklen Winkel.

„Sie ist tot!“ sagte er, — und Grete wiederholte: „Sie ist tot!“

Da aber packte sie plötzlich der Schauer des Lebens vor dem Tode. Die bis dahin ungekannte Furcht vor der Pest kam über sie; sie schaute entsetzt die Leiche an, wie sie zwischen den Strohbindeln und dem alten Bettzeug tief zurückgesunken lag, und wollte entfliehen.

Veit aber griff das Mädchen fest beim Arme: „Bleib, Grete! Graust dir's auch? Was fürchtest du dich? Ich sage dir: der Himmel will es nicht, daß wir beide an dieser Pestlilenz sterben sollen. Was verheißen ist, das wird sich erfüllen!“ (Fortsetzung folgt.)

Worte eines Vaters an seinen Sohn.

Von Matthias Claudius.

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wiederkommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zuhause und er geht nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle anderen Dinge hier mit und neben ihm sind und gehen dahin, ohne es zu wissen, einer fremden Macht und

Willkür unterworfen, der Mensch aber ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Halte dich zu gut, Böses zu tun.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Es ist leicht, zu verachten, Sohn; aber verstehen ist viel besser.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen tue mit Fleiß.

Tue das Gute vor dich hin und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird.

Schmeichle niemand und laß dir nicht schmeicheln.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Tue keinem Mädchen ein Leid und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmet, wenn sie auch nicht redet.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe deiner Mutter bei und ehre sie, solange sie lebt und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Leben und Tod, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Das Heiligtum am Wege!

Von D. Karl Hesselbacher.

In den Erzählungen von Rosegger findet sich eine wundervoll zarte Schilderung: die Mutter, die mit ihrem Söhnlein auf die Wallfahrt nach Maria-Zell geht. Der gemeinsame Weg, auf dem die Bauernfrau dem horchenden Kinde erzählt von Maria, ihrer Reinheit, ihrer Güte und Helferliebe. Dann das Eintreten in die Kapelle, in der die Kerzen flammen, das Niederknien und das lange stumme Versinken im Gebet. Es ist, wie wenn dieses Büblein auf Pfaden ginge, die nicht von dieser Welt sind. Als ob ein Stück Paradies geschenkt würde mitten in der dunklen Erdzeit.

Als ich dieses las, wußte ich, warum der österreichische Dichter, der im Herzen ein Protestant war, doch nie ganz von seinem alten Glauben losgekommen ist.

Dort in jener Schilderung liegt der Grund dafür: die Mutterfrömmigkeit hat das Kinderherz für das ganze Leben hineingeführt in eine Welt, die ihm heilig blieb, so weit heilig blieb, so weit auch seine Schritte von der einfachen Bergheimat und dem dürftigen Bauernhaus in den Felschründen der Steiermark weggeführt haben. Das Heiligtum am Wege blieb unangetastet.

Man sollte jeder Mutter dies Bild zeigen. Und ihr dann sagen: Das Beste, was du deinem Kind mit ins Leben geben kannst, ist der tägliche Eintritt in das „Heiligtum am Wege“. Die Mutter, die wirklich eine rechte Mutter sein will und werden will, muß vor allem die Priesterin sein und werden, die ihres Kindes Seele aufwärts hebt „zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt!“

Es waren Stunden in der Entwicklung des jungen Theologen, in denen ihm alles zweifelhaft geworden ist, was er in seiner Kindheit geglaubt hatte. Es war, als habe sich der Himmel über ihm für immer geschlossen. Gott war ihm so ferne und fremd, daß er nicht mehr die Kraft hatte, zu ihm emporzublicken. Aber eines konnte er noch: Zu diesem verborgenen, weltfernen, unbekanntem Gott beten. Warum? Weil die Mutter ihm einst die Hände zusammengelegt hatte. Weil er sich als Kind in der Stube seiner frommen Großmutter sah, die eine tapfere und entschlossene Frau war, voll Kraft und Tat, voll Eifer und Wille, und die doch jeden Morgen mit ihren Enkelkindern im pfälzischen Städtlein auf den Knien lag und mit ihnen betete. „Luthers Morgenlegen“ betete dort das Kind. Und es fuhr dem jungen Glaubenskämpfer in den Stunden tiefster Verzagttheit durch die Seele: „Das alles soll nichts gewesen sein?“ Und er konnte sein eigenes Zweifeln ver-

lachen. Es zerschellte an diesem Fels: dem Heiligtum am Wege seiner Kindertage. So wie der Psalmist im 73. Psalm sagte: „Ich hätte schier auch so gesagt wie die Spötter: Was sollte Gott nach den Menschen fragen, was sollte der Höchste ihrer achten? Aber siehe, damit hätte ich verdammt alle deine Kinder, die je gewesen sind! „Wie kann ich Mutter und Vater in ihrem geheiligten Glauben, der aus ihrem Antlitz leuchtete, für verkehrt und verblendet achten? Dort war es Wahrheit, was ich — suchte. Was konnte ich lange noch daran irre werden? Wie konnte „Wahn“ sein, was in dem Elternhaus Brot und Quelltrunk gewesen war? Es standen tausend Engel an dem Wege und hielten ihre güldenen Waffen über dem Strauchelnden, daß ihn die Pfeile des Bösewichtes nicht verletzen durften.“

Wir hatten eine liebe junge Base einige Wochen bei uns zu Besuch in dem Pfarrhaus auf der sonnigen Berghöhe im Schwarzwalddorf. Sie war aus der Stadt gekommen. Ihre Familie war gut kirchlich. Sie nahmen teil am gottesdienstlichen Leben. Ihr Vater war Mitglied der kirchlichen Vertretung in seiner Stadt. Und doch! Als sie von uns ging, war sie merkwürdig still und gedrückt. Sie sagte am Abend vor ihrem Abschied zu meiner Mutter: „Ich werde mich immer nach Euch zurücksehnen. Denn ihr habt etwas, was wir nicht haben: das ist die Morgenandacht, die der Onkel hält! Das gibt dem Tag eine solche Kraft und einen solchen Frieden, daß ich meine, jetzt erst fange ich an, wirklich zu leben!“ Damals ist mir es aufgegangen, wie Vieles die Kinder unserer Zeit entbehren, die in aller Güte und allem Glanz eines schönen Familienlebens aufwachsen, aber nichts erfahren — vom Heiligtum am Wege. Kein Wunder, daß sie dann so hilflos sind, wenn irgend ein Sturm an sie heranbraust!

Wir hatten sehr liebe Freunde, die in einem Haus des reichen Behagens lebten, daheim in allem, was Menschen schön, edel, geistvoll und emporziehend nennen, in der Dichtung und der Kunst, in Musik und feingeistiger Geselligkeit. Da wurde der einzige Sohn schwer krank. Man fürchtete für sein Leben. Meine Frau begegnete dem Hausherrn, der ihr von seiner Not sprach. Sie sagte schlicht: „Wir würden in solchen Tagen ruhig sagen: Dein Wille geschehe!“ Da schaute er sie tief und lang an. Und dann gab er seufzend zur Antwort: „Ja, es mag sein, daß uns das Allerbeste doch nie im Leben zu eigen geworden ist!“ Das Allerbeste — das Heiligtum am Wege! Warum finden so viele nicht den Weg dorthin?

Wie steuerlos ist unsere Jugend! Immer wieder sehe ich es. „Ich habe gar keinen Standpunkt mehr,“ hat mir eine meiner besten Konfirmantinnen nochmals gesagt, als ich sie nach ihrem Lebensziel fragte. Warum? Schwere, harte und peinigende Frage! Und doch so leicht zu beantworten: in ihrem Haus haben sie alles, treueste Sorge, unentwegte Liebe, ernstes Nachgehen — aber eins nicht, den Lichtstrahl aus dem Heiligtum.

Es muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Unser ganzes Erziehungswerk hilft nichts, keinen Deut, wenn der größte Erzieher fehlt, der allein die Seelen bilden kann nach seinem Bilde. Der Erzieher, der die Kinder zu sich gerufen hat, und der in die Welt gekommen ist, um den Heimatlosen die Heimat zu bringen. Das tiefste Geheimnis aller Erziehungsweisheit ist, daß sie nicht von unten her kommt, von unserem Wollen und Laufen, sondern von oben her, von dem, des die Gnade und das Gedeihen ist.

Ja, es gibt Zeiten im Kindesleben, vor allem in der Entfaltung zum Mann und zur Frau, in denen unsere Kinder es hart haben, sich den Blick zur oberen Welt zu wahren. Die Sinnenwelt nimmt sie gefangen, und sie meinen, diese Sinnenwelt sei die einzige, die es gibt. Das sind Zeiten schwerer innerer Kämpfe, und es mag wohl Jahr und Tag, vielleicht viele Jahre dauern, bis sie sich innerlich wieder zurecht gefunden haben. Aber gerade diese Zeiten sind die Zeiten, in denen Elternliebe und Eltern Glaube sieghaft und groß sein muß. Da heißt es ringen um dies verstörte Herz. Und das Heiligtum am Wege sieht und hört viele herzerschütternde Gebete zu dem, der der Menschen Herzen lenkt wie die Wasserläufe, daß er auch in die Finsternis sein Licht sende, die jetzt der Kinder Seelen umfängt. Da kann eine Mutter stark und fröhlich zu ihrem Sohn sagen: „Ich glaube jetzt für dich, du du

nicht glauben kannst. Und mein Glaube soll dich hinübertragen über die Zeit deiner Glaubenslosigkeit.“ Das ist dann ein ausgerechter Arm, der den Mann über das Meer hinüberfährt, in dem er meint untergehen zu müssen. Wißt ihr nicht, daß in der bösesten Zeit, in der der Kirchenvater Augustin den „Weg der Welt“ wandelte, ein Bischof seine Mutter Monica trösten durfte: „Ein Sohn so vieler Gebete kann nicht verloren gehn!“ Und wie der Sohn Spener's, der seine eigenen Wege gewandelt war, in schwerer Krankheit ausrief: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Wall und Schanze!“ Der echte Glaube holt immer noch den lebendigen Gott vom Himmel zur Erde hernieder.

Und darum wollen wir die Tore weit offen halten am „Seligkeit am Wege“. Damit werden wir unseren Kindern zu dem, was wir ihnen sein müssen: F ü h r e r z u m L e b e n .

Was ist eine evangelische Schule?

Von Generalsuperintendent D. Dr. Dibeltius.

Zur Reichserziehungswoche.

Ja, es ist in der Tat sehr auffällig, daß sich die evangelische Kirche mit solcher Entschiedenheit — man kann geradezu sagen: mit Leidenschaft — dagegen verwahrt, daß die evangelische Bekenntnisschule, wie sie sie wünscht, und wie sie der Reichsschulgesetzgebung vorliegt, eine „Kirchenschule“ sei! Aber das hängt mit dem tiefen Wesen evangelischer Frömmigkeit zusammen. Wir können keine Kirchenschule haben! Eine Kirchenschule — das wäre eine Schule der Scheidewände. Das wäre eine Schule, in der es unablässig hieße: draußen sind die anderen; aber wir, wir haben unsere Welt für uns. Das wäre eine Schule, in der um alles und um jedes ein evangelisches Mäntelchen gehängt würde, und dann erst wäre es richtig. Das wäre eine Schule, die im Geschichtsunterricht die fromme Legende pflegte zur angeblichen größeren Ehre Gottes und der Kirche, in der im naturwissenschaftlichen Unterricht der Blick ängstlich seitwärts ginge: stimmt das, was jetzt vorgetragen wird, auch mit der Lehre der Bibel überein? Eine solche Schule mag sich wünschen, wer da will! Die evangelische Kirche kann es nicht! Wenn man ihr eine solche Schule hinstellte, dann müßte sie sie bekämpfen. Denn sie wäre durch und durch evangelisch.

Evangelisch ist, daß man die Welt, wie sie Gott geschaffen hat, unbefangen und mit unbedingter sachlicher Ehrlichkeit hinnimmt. Nichts übermalen, sondern der Wirklichkeit klar ins Auge sehen! Der unerbittliche Wahrheitsernst der Wissenschaft — er ist evangelisch. Wer Luther kennt, der weiß das. Wer es nicht weiß, der kennt Luther nicht. Der Erdkundeunterricht einer evangelischen Schule muß die Welt so sehen lehren, wie sie ist, und nicht wie irgendeine fromme Phantasia sie gern haben möchte. Geschichtsunterricht soll das, was gewesen ist, mit nüchternem Tatsachen-Ernst darstellen, und nicht so, wie der wohlmeinende Mensch es gemacht haben würde, wenn er selbst im Weltregiment geübt hätte. Der naturwissenschaftliche Unterricht soll der Natur mit all ihrer grausamen Ursachen-Verkettung fest und frei ins Auge sehen und sie nicht in einen rosa-roten Schein tauchen, so wie die Kurverwaltung von Gastein ihren Wasserfall von Zeit zu Zeit bengalisch beleuchtet, weil er ihr sonst nicht schön genug ist. Gott sorgt für seine Ehre selbst! Er braucht die gutgemeinte Absicht der Menschen nicht!

Die Lust einer evangelischen Schule ist die Lust der Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit. Diese Lust gibt auch die Freiheit, sich den Respekt zu bewahren vor dem Ewigen, das hinter den Erscheinungen steht, und vor der Kraft des Glaubens, die sich dem Ewigen entgegenstreckt. Um der Wahrhaftigkeit willen soll sich eine evangelische Schule freihalten von der Engstirnigkeit einer materialistischen Auffassung, die nichts anerkennen will, was größer ist als das eigene kleine, beschränkte Ich!

Wenn aber der Unterricht einer evangelischen Schule in den Geist der Ehrfurcht eingetaucht ist, dann wird er wahrhaft erzieherisch wirken. Der Reichstagsausschuß hat die Formel geprägt: „Die Bekenntnisschule erfüllt die Unterrichts- und Erziehungsaufgaben der deutschen Volksschule auf evangelischer ... Grundlage.“ Diese Formel ist an-

nehmbar. Besser aber wäre es, wenn man umstellen würde: die Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben. Denn die Erziehung, nicht der Unterricht ist das Entscheidende im Wesen einer evangelischen Schule. Nicht das Wissen macht den Menschen, sondern der Charakter!

Erziehung aber muß wissen, wozu sie erziehen will. In einer evangelischen Schule soll die heillose innere Unsicherheit überwunden werden, die die Erziehungsarbeit heute vielfach beherrscht. Man will die geistigen und seelischen Fähigkeiten des Kindes entwickeln, aber man wagt nicht mehr, zu sagen, daß es auch Anlagen gibt, die überwunden und in Zucht gehalten werden müssen. Man wagt nicht mehr, einen klaren Maßstab von gut und böse an die Arbeit der Erziehung anzulegen. Für eine evangelische Schule ist dieser Maßstab gegeben im Evangelium. Sie will zur Wahrheit erziehen und will lehren, die Lüge zu hassen, auch wenn sie als sogenannte unschuldige Notlüge einhergeht. Sie will zur Hilfsbereitschaft und zur Ritterlichkeit erziehen, und die Selbstsucht nicht damit entschuldigen, daß sie so „natürlich“ ist. Sie will nicht nur den deutschen Menschen! Denn der deutsche Mensch ist durchaus nicht von selbst die Edelgestalt, die manche daraus machen wollen. Sie will den christlichen Menschen deutscher Art! Sie will ihn in evangelischer Freiheit und in evangelischer Gebundenheit. Sie will für die Pflichterfüllung des Lebens den entscheidenden Antrieb dadurch geben, daß sie dem jungen Menschen das Auge Gottes zeigt. Sie will den Grund legen zu der Entwicklung der Seele im christlichen Sinn, indem sie die Gestalt Christi in Herz und Gewissen einprägt.

Ja wie? wird mancher fragen, wollte das nicht die alte Schule auch? Wozu jetzt neue Formulierungen?

Zawohl! Auch die alte Schule hat es gewollt. Und wenn das nirgends ausdrücklich geschrieben stand — man brauchte nicht niederzuschreiben, was selbstverständlich war. Heute im Zeitalter der dissidentischen Schulräte ist jedoch das Selbstverständliche nicht mehr selbstverständlich. Jetzt muß es gesagt werden. Jetzt muß geschrieben werden, was das Wesen einer evangelischen Schule immer gewesen ist und immer sein soll. Die evangelische Schule des neuen Gesetzgebungsrechts soll nichts Neues bringen! Sie soll nur dazu helfen, daß das Alte in seiner besten Gestalt wieder die Freiheit habe, sich zu entfalten.

Das ist alles! Es ist etwas ganz Einfaches. Aber es kann unendlich viel bedeuten für die sittliche Zukunft unseres deutschen Volkes.

Erklärung

des Provinzialkirchenrats und des Evangelischen Konsistoriums der Provinz Ostpreußen.

Der Vorstand des ostpreussischen Lehrervereins hat in einer auch in der Tagespresse veröffentlichten Erklärung geglaubt „mit schmerzlichem Bedauern feststellen“ zu müssen, „daß die Evangelische Kirche einen Kampf für den Reichsschulgesetzentwurf entfesselt hat, der von ihr mit kaum zu überbietender Heftigkeit geführt wird“. Er sieht zugleich in der Auffassung und Behandlung, die ein von ihm „zur Abwehr der Angriffe der Bekenntnisschulanhänger und zur Aufklärung der Elternschaft“ verbreitetes Flugblatt in der ostpreussischen Provinzialsynode gefunden hat, „eine auffällige Verkennung der Wahrheit“ und ein „beißend aufreizendes Vorgehen gegen den Vertreter der ostpreussischen Religionslehrerschaft in der Provinzialsynode“.

Dem gegenüber stellen wir Folgendes fest: Es ist selbstverständliche Pflicht der Evangelischen Kirche unserer Provinz in dem gegenwärtig dem evangelischen Volksteil aufgezwungenen Kampf um die evangelische Schulerziehung mit aller Kraft dafür einzutreten, daß das zu erlassende Reichsschulgesetz die Erhaltung der evangelischen Schule sicherstelle und ihr die volle Gleichberechtigung mit den andern in der Reichsverfassung festgelegten Schularten verbürge. Sie tut damit nichts anderes als was die Evangelische Kirche der altpreussischen Union nicht nur, sondern auch die Gesamtheit der deutschen evangelischen Kirchen in ihren geordneten Vertretungen in wiederholten Beschlüssen seit dem Dresdener Kirchentag 1919 als die Stellung festgelegt hat, die für die Evangelische Kirche durch die Sorge

für die durch die Taufe ihr eingegliederten Kinder im Schulkampf der Gegenwart notwendig gefordert wird. Die verantwortlichen Stellen der Kirche würden sich einer schweren Verschämung schuldig machen, wenn sie in diesem Kampf die Gemeinheit und Insonderheit die Eltern, denen die evangelische Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, ohne Rat und Hilfe ließen.

Wenn bei dieser rein auf die Sache gerichteten Arbeit Andersgefinnte sich angegriffen fühlen, können wir es bedauern, aber nicht ändern. Jeder persönliche Angriff liegt uns fern und wird auch fernert vermieden werden. Wenn Schärfe in den Kampf hineingetragen ist, ist es durch das erwähnte Flugblatt geschehen, in dem den Geistlichen Unehrllichkeit und das Bestreben, das Volk in der Dummheit zu erhalten, vorgeworfen wird. Für jeden Unbefangenen steht es fest, daß dieses Flugblatt nicht anders aufgefaßt werden kann, als es in der Provinzialsynode geschehen ist. Auch von Freunden der Verfasser dieses Flugblattes ist anerkannt worden, daß die Angelegenheit in der Provinzialsynode sachlicher und vornehmer nicht behandelt werden konnte.“

Segnung.

Von Walter Flex.

Vordem war ich ein Knabe, ganz umflossen
Von Mutterliebe. Köstlich war die Gut.
Ich plätscherte, ein Fischlein in der Flut,
Von reinem, kühlen Glücke rings umschlossen.

Die heil'ge Flut liegt still und tief ergossen,
So heut' wie einst, da ich in ihr geruht;
Ich aber fahre durch die harsche Flut
Der Zeit auf meiner Sehnsucht Sonnenrossen.

Doch wie die Schwalbe sich aus Mittagsgluten
Zum Strom herabstürzt und in seinen Fluten
Die heißen, müden Schwingen badend kühl,

So braucht auch meine Seele zum Gelingen
Des Sonnenflugs, daß sie auf ihren Schwingen
Den reinen Tau der Mutterliebe kühl.

Kerzen.

Zu Häupten der toten Mutter, als sie im Sarge lag und es die letzte Stunde vor dem Abschied aus dem Hause war, haben sie geleuchtet.

Noch schöner wurde der unsagbar schöne Friede des Mutterantlitzes in ihren Strahlen . . .

Wer es schaute, kann es nicht vergessen.

Die Kerzen der heiligen Stunde haben wir treu verwahrt. Und wenn ein Fest, ein Geburtstag in unserem Liebeskreise ist, dann leuchten zwei der Kerzen auf dem Tische.

Immer wenige Minuten nur, um der Heiligkeit der Augenblicke wegen. —

„Die Kerzen der Mutter“ haben wir sie genannt. Und jedesmal sehen wir mit dem Auge der Seele, von dem der Cherubiniische Wandersmann sagt, daß es in die Ewigkeit schaue, das liebe, wunderbar verklärte Antlitz der toten Mutter, wie es uns ins Herz leuchtete, damals in der Abschiedsstunde.

Und es ist immer ein Segnen, ein Lächeln aus den feinen, teuren Zügen.

Und immer ist eine Andacht in uns, die uns jedes Fest heiligt.

Die Kerzen der Mutter . . .

Stiefmutter.

Ein Wort, das viel Jammer und Not weckt, ein Name, der viel mißbraucht wird. —

Möchte heute aus eigener Erfahrung heraus dem Namen einen sonnigen Klang geben. Das Blümlein, dem er entnommen, ist es in seiner Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit wert, näher betrachtet zu werden. Jedes dieser Blümchen hat ein anderes Gesichtchen, und auch in den dunkelsten unter ihnen ist ein heller Punkt. Es schaut uns mit Wohlgefallen so lockend an, jedes in seiner Art. Wer sie

schon als Vasenblumen beachtet hat, wird die Erfahrung gemacht haben, mit geringer Pflege bleiben sie wochenlang frisch, so auch auf den Beeten. Das ist das Bild der Stiefmutter, das soll sie sich zum Vorbild nehmen. Sie kann nicht wie die Rose duften und mit ihren herrlichen Farben die Wärme, die Liebe locken, aber treu und lieblich in ihrem unscheinbaren Gewande dienen zur Freude. Der Mutter, die selbst geboren, fällt die Liebe, Aufopferung, Hingabe mit dem Geschenk des Kindes in den Schoß, ebenso die unergründliche Liebe des Kindes zur Mutter, die eben in dem Namen Mutter liegt. Die zweite Mutter muß sich diese Liebe, das Hängen an dem Erbaz, der sie sein soll, erst erwerben durch volles Aufgeben des eigenen Ich, durch selbstloses an zweiter Stelle stehen. Aber welche hohe, heilige Aufgabe wartet ihrer.

Sie tritt ins Haus, nachdem die Wunde, die der Tod der Frau und Mutter gerissen, oft kaum vernarbt ist. Sie muß Sonnenschein und heilende Liebe mitbringen. Ehe sie kam, war im Haus ein Zwischenzustand, es ging manches verloren, oft herrschte Unordnung. Man sah nach dem Tode der Mutter den Kindern die Unarten nach. Nun hat sie zu ordnen, wieder zum Gehorsam anzuleiten. Welche Liebe, welcher Takt gehört dazu. Aber wie herrlich, wenn sie durch Gottes Gnade wieder ein neues Leben im vernünftigen Haus geschaffen, wenn Sonne von ihr ausgeht und sie die Herzen der Kinder gewinnt, sie wirklich Mutter werden darf und das Bild der heimgegangenen Mutter nicht störend, sondern bindend wirkt. —

Nun sehen wir uns das Wort Stiefmutter wieder an, welche warmen Ton, welche Schönheit hat es bekommen, und wieviel Segen geht dann von einer Stiefmutter aus, die unter Gottes Gnaden Sonne die Sonne einer Familie wird.

J. S.

Sechs Hauptfehler der Erziehung.

1. Das böse Beispiel der Eltern und Hausgenossen, besonders häuslicher Unfriede, Kälte in der Religion, Trunksucht, Unehrllichkeit, Gewinn- und Habsucht. Heutzutage spielt auch das böse Beispiel der Genuß- und Vergnügungssucht eine unheimliche Rolle.

2. Die bösen Reden in Gegenwart der Kinder, nicht allein die unehrlichen, sondern auch die lieblosen, hochmütigen, habgierigen Reden. Zu diesen Reden gehören auch Flüchen, Schelten, Poltern, überhaupt der rohe Ton, der leider vielfach zwischen Ehegatten sich eingenistet hat, die unverhüllte Erörterung geschlechtlicher Dinge, des Stadtklatsches, öffentlicher Skandale und ähnlicher Dinge.

3. Die Uneinigkeit der Eltern und Hausgenossen in der Behandlung der Kinder, wenn nämlich bald der eine, bald der andere Teil es mit ihnen hält, sie an sich zieht und dem andern abwendig macht, sowie auch die Uneinigkeit der Eltern mit der Schule und dem Lehrer, mit der Kirche und dem Geistlichen. Es kommt hinzu die Gewohnheit schwacher Mütter, Verfehlungen ihrer Kinder vor dem Vater zu verbergen oder gegen dessen ausdrückliche Anordnungen zu handeln, sodann die Verhezung der Kinder gegen die Stiefmutter.

4. Das Verziehen der Kinder in den ersten Lebensjahren. Je früher mit der Erziehung begonnen wird, desto besser ist es. Zum Verziehen möchten wir auch die Verweichlichung und Verzärtelung rechnen, das schwächliche Nachgeben bei jedem auch noch so launischen Wunsch des Kindes, das Zustecken von Lektereien, die zu frühe Gewöhnung zum selbständigen Geldausgeben (Taschengeld).

5. Die Laune und Willkür in der Behandlung des Kindes. In der Erziehung muß nach festen Grundätzen gehandelt werden. Auch die Strafen sollten mehr, als das leider oft der Fall ist, der wirklichen Verfehlung angepaßt sein. Bloße Ungeschicklichkeiten sollten nicht bestraft werden.

6. Das viele Drohen, Tadeln, Vorhalten. Damit wird nichts Gutes geschafft, insbesondere wenn dem Wort nicht auch die Tat entspricht. Weniger Worte und konsequenter handeln. Bloßes Reden bessert nicht, stumpft eher ab. Jede Vorschrift, jeder Befehl werde wohl überlegt, aber dann auch durchgeführt. Man lasse sich nichts abhandeln vor allem aber nichts abschmeicheln.

Diesen Warnungen wäre noch der Hinweis auf den so vielfach beobachteten Mangel an Ueberwachung der Lektüre und des Umganges der Kinder beizufügen.

Kalenderbrief.

30. Januar: Westf. Friede 1648.
31. Januar: Friedr. Rückert † 1866.
1. Februar: Januarius † 116.
2. Februar: Wilh. Steinhäusen 1846.
3. Februar: Auru an die Freiwilligen 1813.
4. Februar: Joh. Tau er 1300.

Mein lieber Willfried,

manchmal habe ich schon an unsere beiden Namen denken müssen. Willfried und Gottfried. Wenn Du manchmal von Deinem Verlangen nach Ruhe und Frieden schreibst, muß ich denken an Deinen Vornamen: Willfried. Wenn ich Dir doch etwas abgeben könnte von dem, was in meinem Namen beschlossen liegt: Gottfried. Du weißt, ich bin kein friedlicher Mensch, aber ich weiß den, in dem für mich der Friede besteht, von Gott. Was für einen Frieden Menschen einander geben können, erlebst Du ja immer wieder in allen möglichen Streitigkeiten. Immer ein Friede, der nicht lange anhält.

Im Großen ist das Beispiel für menschlichen Frieden: „Versailles“. Die Tücke des Krieges verewigt. Und dabei gibts in der Geschichte genügend Beispiele, in denen die Völker es hätten kennen lernen können, daß ein Friede, der nicht ganz sauber und ehrlich ist, immer zu neuem Streit Anlaß gibt. Der Westfälische Friede von 1648 hätte uns die Augen auf tun können. Zwar jubelten Stadt und Land, soweit es noch Menschen in ihnen gab, über die ungläubliche Kunde, daß der Krieg, der ein Menschenalter gewüthet, nun wirklich beendet sei. Und manch „Nun danket alle Gott“ ist aus ehrlichem Herzen gekommen. Aber der Friede war doch nur ein sehr brüchiges Siegel unter eine unselige Zeit. Er brachte eigentlich nur das Geständnis, daß man in Glaubenssachen niemals das Schwert urtheilen lassen dürfe. Und das war eigentlich herzlich wenig angesichts der Verrohung und des Niederganges durch den langen Krieg unter der Bevölkerung.

Daß ich kein Pazifist bin, hast Du längst gemerkt, aber es ist mir doch eine quälende Frage, was soll der Krieg in der Führung Gottes. Er bessert ja nicht, er führt tiefer hinab. Nur ganz tiefe Verantwortung für sein Volk darf vom Krieg reden und mit einem Krieg rechnen. Daß es so etwas gibt, solch heilige Verantwortung für sein eigen Volk und Vaterland, zeigt Dir der Erfolg des Aufzuges an die Freiwilligen im Jahre 1813. Nach Jahren so tiefer Niederlagen, aller Mut muß doch dahin gewesen sein, doch diese starke Bereitwilligkeit Tausender, Gut und Blut dem Land zu schenken. Die Zeit muß an unseren Kriegsanfang mit seiner freiwilligen, ehrlichen Begeisterung erinnern. Nur folgte damals ein Aufstieg, bei uns ein Niedergang. Unserm Friedrich Rückert blieb in seiner Freude über diesen wunderbaren Ausgang des Befreiungskrieges nichts anderes übrig als zu dichten:

Rann denn kein Lied
krachen mit Macht
so laut, wie die Schlacht
hat gekracht um Leipzigs Gebiet.

Von Rückert kennst Du übrigens von der Schulbank her so manchen Vers, von dem man vergessen hat, daß er von ihm stammt.

„Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
im unterirdischen Schlosse
hält er verzauert sich.“ —

Was haben doch diese Worte für Eindruck auf uns Jungen gemacht! Unheimlich kam uns das Lied vor. Die Mädchen sangen viel lieber ein anderes Lied von Rückert, das man jetzt noch manchmal des Abends auf der Dorfstraße klingen hört: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar.“

Die Stimmung, die über dem Liedlein liegt, hat wahrscheinlich unter unseren deutschen Mätern am besten Hans Thoma malen können, wenn er in Abendshain singende Menschen über die Straße gehen läßt. Doch aber auch sein Freund Wilhelm Steinhäusen hat in seinen wunderbaren Landschaften etwas von dieser Gabe. Ein Wiesental, in dem wir einen frohen Sommer tag erlebten, kann er ungemein schön wiedergeben. Aber seine

eigentliche Begabung lag bei ihm wohl mehr bei den Bildern zur biblischen Geschichte. Sicher hast Du schon mal das Neue Testament in Menge's Uebersetzung zur Hand gehabt. Die Ausgabe mit Bildern ist von dem Frankfurter Steinhäusen. Man muß sich in die herbe und strenge Art seiner Jesusbilder hincindenken. Sie haben oft etwas Prophetisches an sich. Ich mag sie nicht unbedingt, aber ich kann doch nicht leugnen, daß Steinhäusen in seinen Bildern vieles richtig gesehen hat am Christentum des Neuen Testaments in seiner Härte und Kantigkeit.

Vieles an unserem gegenwärtigen Christentum ist ja viel zu schwächlich und werthlich. Der Bischof Ignatius von Antiochien, der nach einer Audienz beim Kaiser zum Vergnügen des Volkes im Zirkus von Löwen zerrissen wurde, hat am eigenen Leibe erfahren müssen, welche Härte und Schwere im Christsein liegen kann. Auf seinem Zug zum Tode, unter Mißhandlung der Soldaten schrieb er seine sieben Briefe an Gemeinden, mit denen er Verbindung hatte, um sie zu ermahnen und ihnen durch Rath zu helfen.

Tausler, ein Dominikanermönch, der in Cöln und Straßburg lebte, war ein geistvoller Prediger. Er wurde durch Verzweiflung an sich ein Herzenserschütterer seltenster Art und Kraft. Sprachgewaltig und doch von eigenartig oft bohrend mystischen Gedankengängen sind seine Predigten.

Leb wohl!

Dein Gottfried grüßt Dich ehrlich.

Rezept zum Glücklicherweise.

Das Leben gibt uns meist so komplizierte, schwierige Anweisungen zum Glücklicherweise, daß ichtliche Menschen sie kaum begreifen. — Hier sind zwei ganz einfache, aber tausendfach erprobte, zuverlässige Mittelchen, die schon Kinder verstehen und brauchen können: Da habe ich mal meine Kleinsten der Sonntagsschüler um mich versammelt und versuche ihnen das Sprüchlein zu erklären: „Glücklich sein, ist glücklich machen!“, finde aber schließlich, daß das für sie doch wohl zu hoch und unverständlich gewesen ist. — Nach einer Stunde gehe ich in den Garten, um die ersten paar Frühkirschen zu holen. Eines der kleinen 6jährigen Bübchen steht noch am Gartenzaun. „Komm herein, Kirtel, ich schenk dir etwas!“ Mit strahlenden Augen empfängt er einige der süßen Früchte — sucht sich dann aber ein Blatt und wickelt sie ein. „Nun, Kirtel, warum ist du sie denn nicht?“ „Die bring ich meiner Tante Trude“, erklärte er mir; und als ich ihn verwundert ansehe, sagt er bedeutsam: „Weißt du nicht? Du hast doch gesagt „glücklich sein ist glücklich machen.“ — — — Der liebe, kleine Kerl! ich mußte ihn umarmen. Möchte er dies Mittel zum Glücklicherweise nie mehr vergessen! — Und nun das zweite: In meiner Großmutter Album fand ich unter anderm eine allerliebste Kreidezeichnung, ein Häschen, das eifrig an einem Kohlblatt nagt und darunter die Worte geschrieben: „Glücklich, wer sich mit Kohlblättern begnügen kann!“ Da wurde mir plötzlich meiner lieben, so über alle Maßen anspruchslosen Großmutter Sinn und Wesen verständlich. Ich habe dann ihren Wahlpruch auch zu dem meinigen gemacht und danke ihr heute nach Jahrzehnten noch innig dafür. Der Wahlpruch aber lautet: „Nicht der ist glücklich, der viel hat, sondern — der wenig braucht!“ Noch ein drittes Rezept weiß ich und das ist eigentlich das beste. Es heißt:

„Was ist das höchste Glück auf Erden?
Ein traurer Umgang mit dem Herrn,
Das ist nicht nur ein selig werden,
Ist selig sein im tiefsten Kern!“ — — — R.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis

Pflege der Mission in unsern Elbinger Gemeinden.

Die schönste Aufgabe der Christengemeinden ist stets die Pflege der Mission gewesen. Sie ist überall da, wo sie mit aufrichtiger Liebe getrieben wurde, nicht umsonst erfüllt worden. Früchte der herrlichsten Art sind der Lohn der manchmal auch sehr schweren Arbeit in der Mission gewesen. Auch unsere Gemeinden beteiligen sich an dieser von unserm Herrn verordneten Aufgabe. So

hatte der Synodalvertreter für Heidenmission, Herr Pfr. Liemann gemeinsam mit dem Provinzialsekretär der Berliner Miss.-Ges., Superintendentenverweser Herrn Pfr. Dr. Schad unter Mithilfe des Kreisverbandes für Jugendpflege einen Missionsabend vorbereitet. Ein Film „Afrikanische Reisebilder“ wurde am Sonntag, den 15. d. Mts. in großer Saale des Erholungsheims den Missionsfreunden vorgeführt und versetzte alle Zuschauer in eine ganz unbekannte Kultur. In all die verschiedenen Nöte der Heidenwelt tritt die Mission hinein und stellt das verlorne Gleichgewicht wieder her. — Die Liebe überwindet alles!

Am Mittwoch, den 1. Februar d. Js. wird Dr. Arnszjen von der Orient-Mission auf seiner Reise nach den baltischen Provinzen auch unsere Stadt Elbing besuchen und in großer Saale des Erholungsheims einen Vortrag mit anschließendem Lichtbildervortrag halten. Nicht jedermann kann als Missionar vor den Heiden stehen, wohl aber können alle in der Heimat Wohnenden zu solchen Veranstaltungen kommen und die große notwendige Missionsfrage durch Gaben fördern. Alle Freunde der armenischen Mission werden zu diesem Vortrag herzlich eingeladen: Eintritt für Erwachsene 50 Pfg., Schüler und Kinder 25 Pfg. Näheres besagen die Plakate.

Neuheid.

Sonntag, den 29. Januar, 9,30 Uhr Gottesdienst, darauf Beichte und heiliges Abendmahl; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.
Freitag, den 3. Februar, nachm. 5,30 Uhr Bibelstunde. Fortsetzung des Markus-Evangeliums.
Getauft: 2 Mädchen.
Gestorben: 9. 1. Gerda, Tochter des Arbeiters Heinrich Thiel in Fichtthorst, 8 Monate alt, beerdigt 13. 1., 13. 1. Gerda, Elfriede, Tochter des Schlossers Emil Ruhn in Neutirch, 2 Jahre alt, beerdigt 17. 1. — Marc. 10, 14.

Bomehrendorf.

Die Zäune der Pfarrstelle wurden ehemals von den Nachbarn (Besitzern) der Gemeinde in der Weise unterhalten, daß jeder für eine ganz bestimmte Strecke, welche dem betreffenden Grundstück durch das Los zugewiesen war, die Instandsetzungsarbeiten zu leisten hatte. Das ist heute natürlich anders geworden. Jetzt werden diese Arbeiten aus Mitteln der Kirchenkasse bezahlt. Da diese Grundstücke, besonders in Groß Stobon, zerstückelt sind, ließe es sich auch gar nicht mehr feststellen, wer für die Unterhaltung des Zaunes verantwortlich ist. Es sei an dieser Stelle noch besonders darauf hingewiesen, daß nach einer Notiz in der Kirchenchronik vom Jahre 1859 der Schickelmann an ehemaligen Matern'schen (jetzigen Gerbard-Binding'schen) Gehöft vom Besitzer dieses Grundstücks in Stand zu halten ist. Es heißt da: „Der Zaun vor Matern'scher neuer Schwinne, welcher durch das Durchfrühen der Scheune erforderlich wurde, gehört dem Nachbarn Matern zu; das Nähere in dem betreffenden Aktenstücke über den Prozeß der Kirche gegen Matern nachzusehen.“ Der Zaun dagegen, welcher an der entgegengesetzten Seite des Pfarrgehöftes steht, ist, soweit er den Pfarrobstgarten begrenzt, von dem Besitzer des Nachbargrundstückes (im Jahre 1859 von Gottfried Schickel, jetzt von August Berrdt) zu unterhalten. Es ist gut, wenn über diese Angelegenheit vollständige Klarheit herrscht, damit die beiden Nachbargrundstücke genau wissen, was sie der Kirchengemeinde gegenüber zu leisten haben.

Die im Kriege abgeleitete Glocke moß 628 Pfund, die neue ist 720 Pfund schwer, also fast einen Zentner schwerer wie die frühere. Während jene mit allen Nebenkosten nur 538 Mk. kostete, betragen die Kosten für die neue Glocke ausschließlich aller Nebenkosten 972 Mk., mit Nebenkosten sogar 1672 Mk. Diese sind hauptsächlich durch die Lieferung eines gekrönten Kollenaegers für die große und die neue (kleinere) Glocke entstanden. Die frühere Glocke wurde in der Glockengießerei von J. Collier in Danzig, die inzwischen eingegangen ist, hergestellt; es

war also sehr einfach, einen Monteur der genannten Firma hierherzubekommen. Zum Hochbringen und Aufhängen der neuen Glocke mußte der Monteur bis aus Erfurt herkommen und zwei Tage bei dieser Arbeit tätig sein. Das kostete wiederum 150 Mk. Die Kosten der früheren Glocke wurden noch erheblich heruntergedrückt durch den Verkauf der alten kleinen Glocke, die, wie es in der Chronik heute heißt, seit 1800 in Turm lautlos hing (jedenfalls hatte der Mantel einen Riß bekommen) und im Jahre 1897 am 11. September heruntergenommen und an Collier für 183,10 Mk. verkauft wurde, so daß nun noch 354,90 Mk. für die neue zu zahlen waren. Davon trug noch die Regierung als Patronatsbehörde zwei Drittel = 236,60 Mk. Somit hatte die Gemeinde sage und schreibe 118,30 Mk. zu bezahlen. Diese geringe Summe aufzubringen, war allerdings kein Kunststück. Wie großartig nimmt sich da die Opferwilligkeit der Gemeinde aus, durch welche in kurzem fast 1000 Mk. zur Beschaffung der jetzigen Glocke aus freiwilligen Gaben dargereicht wurden, und das noch trotz der schweren wirtschaftlichen Lage der jetzigen Zeit! Die für den Krieg geopfertete Glocke hatte folgende Inschrift:

Gott zu Ehren, der Gemeinde zum Segen.

Auf Kosten der königlichen Regierung und der Gemeinde wurde sie im Jahre 1897 auf Veranlassung des Pfarrers Bahl durch J. Collier in Danzig gegossen.

Die Weihe derselben geschah am 14. Sonntag nach Trinitatis, 14. September 1897 bei Gelegenheit der 600jährigen Jubiläumsfeier (wohl 600jähriges Bestehen der Ortschaft und der Kirche Bomehrendorf). Es ist zu hoffen, daß die Regierung auch zu der neuen Glocke, die allerdings ohne ihre Genehmigung angeschafft ist, einige hundert Mark hergeben wird.

Im Jahre 1900 zerbrach der Klöppel der großen Glocke beim Läuten am Latenfest und fiel durch die Luke neben die Männer, welche läuteten. Es war fast wie ein Wunder, daß sie nicht getroffen wurden. Der Klöppel wurde geschweißt und mit einem neuen Lederriemen versehen. Die Läuteluke wurde geändert. Im Sommer und Herbst 1903 wurde das Wirtschaftshaus auf dem Pfarrgehöft für 4200 Mk. vom Maurer Heinrich Kolmsee aus Groß Stobon, jetzt in Elbing, gebaut. Die Regierung trug zwei Drittel der Kosten.

Pf. Mart.

Aus diesem Leben abgerufen wurde am 11. Januar im Alter von 73 Jahren Frau Pauline Raaber geb. Gehlar aus Bartam. Die Verstorbene wurde am 16. Januar in Elbing an der Seite ihres dort bereits ruhenden Mannes begraben.

Am Sonntag, den 29. Januar, 10,30 Uhr, Kindergottesdienst. Die Blätter „Für unsere Ki der“, die Wehrachten zum ersten Mal verteilt wurden, werden auch weiterhin an jedes Kind, das zum Kindergottesdienst kommt, ausgeteilt werden.

Am Mittwoch, den 1. Februar, 6,30 Uhr abends, Bibelstunde in Rämmerdorf. Am Mittwoch, den 1. Februar findet um 2 Uhr nachmittags im Pfarrhaus Versammlung unseres Ev. Jungmädchenvereins statt. Ganz ausnahmsweise ist diese Versammlung an einem Wochentag, weil die Bezirksjugendpflegerin Fräulein Lotte Neumann vom Ev. Jungmädchenbund Ostpreußen unsern Verein an diesem Tage besuchen will.

Am Donnerstag, den 2. Februar wird um 6,30 Uhr abends im Gasthausaal in Böhnen ein Filmvortragsabend stattfinden. Und zwar wird uns an diesem Abend der Todesang des Armenischen Volkes, das in seinem Christentum mit Gewalt von den umwohnenden Völkern unterdrückt und vernichtet wird, anschaulich geschildert werden. Der Eintritt ist für jedermann aus unserm Kirchspiel frei. Am Schluß des Abends wird dann am Ausgang eine Sammluna für die Orient-Mission, die sich unter andern auch gerade für Hilfe und Errettung der armenischen Christen einsetzt, veranstaltet werden. Auch findet nach Beendigung des Vortrages ein Verkauf armenischer Handarbeiten statt. Auf die armenischen Madalarbeiten, die weltberühmt geworden sind, wird besonders hingewiesen.